



TEXT

Christoph Cadenbach

FOTOS

Nikita Teryoshin

Das Recht des Stärkeren

Viele Angler ziehen Fische nicht mehr zum Essen
aus dem Wasser, sondern nur zum Vergnügen.
Jetzt stellen sich große Fragen: Was fühlen Fische?
Und wie sollten Menschen mit Tieren umgehen?

D

rei Stunden bevor er den größten Fisch seines bisherigen Anglerlebens in den Händen halten wird, sitzt ein Sohn neben seinem Vater in einem Land Rover Defender. Der Feldweg, über den sie schaukeln, ist zwischen meterhohen Bambussträuchern und anderem Gestrüpp kaum zu erkennen. Äste kratzen an den Scheiben, die Reifen knallen in Schlaglöcher. Dem Vater, fünfzigjährig, tropft der Schweiß von der Stirn auf die Bermudashorts und das T-Shirt, das sich über seinem Bauch spannt. Der Sohn schwitzt nicht. Er ist 16, durchtrainiert und trägt eine schwarze Sonnenbrille.

Für die beiden sind es die letzten Meter einer langen, kostspieligen Reise. Sie sind von Stuttgart – da wohnen sie in der Nähe – nach Barcelona geflogen und dann zwei Stunden mit einem Mietwagen nach Mequinenza gefahren, einem staubigen Dorf am Zusammenfluss des Rio Segre und des Rio Ebro. Dort haben sie ein Apartment in einem Anglercamp bezogen, sieben Nächte für knapp 800 Euro. Für den Führer, der den Defender steuert und die besten Angelplätze kennt, zahlen sie 175 Euro pro Tag.

Alles für einen Fisch.

Alles für ein Erlebnis, das den Sohn mit »Stolz« erfüllen wird, so wird er es formulieren, und andere sehr wütend machen würde, wenn sie es miterlebten. In Deutschland wurden der Sohn und sein Vater schon als Tierquäler beschimpft. Das, was sie hier vorhaben, ist in Deutschland sogar verboten. Sie haben deshalb darum gebeten, dass in diesem Artikel ihre Namen nicht auftauchen.

An der Stelle am Fluss, an der sie es heute probieren wollen, ist das Ufer matschig vom Regen der vergangenen Tage. Der Rio Segre ist zu einem braunen, schnellen Strom angeschwollen, abgerissene Äste treiben im Wasser. In der heißen Luft schwirren Sandfliegen. Der Führer paddelt in einem Kanu zur anderen Uferseite und legt dort, im Kehrwasser, die Köder aus. Es sind lebende Fische, Karuschen um die vierzig Zentimeter, eigentlich selbst schon ein guter Fang, denen er einen Haken durch die Lippen sticht. Im Wasser an der Angelschnur sind sie leichte Beute für den Räuber, der hier jagt. Wegen dieses Räubers kommen Angler aus ganz Europa – um wiederum ihn zu jagen. Der größte je gefangene soll 2,65 Meter lang gewesen sein.

»Beiß, beiß, beiß, beiß, beiß«, sagt der Vater in einem Ton, als würde er Enten anlocken.

»So ein Fisch wäre schon ein krasser Traum«, sagt sein Sohn.

Die beiden sitzen auf Campingstühlen und beobachten die vier Angelruten, die vor ihnen fast senkrecht in Metallständern fixiert sind. »Wann schafft man es schon mal, so viel Zeit miteinander zu verbringen?«, sagt der Vater. Als Servicetechniker im Maschinenbau ist er viel im Auto unterwegs, auf Montage. Schon sein Vater hat ihn mit zum Angeln genommen.

Hinter den kahlen Bergen auf der anderen Uferseite versinkt die Sonne, und als wenn dies ein geheimes Zeichen gewesen wäre, werden die Köderfische plötzlich nervös. Man sieht es am Zucken der Rutenspitzen. Man hört es am vereinzelten »Piep!« ... »Piep!« des elektronischen Bissanzeigers. Dann biegt sich

eine der vier Ruten heftiger. Der Räuber hat den Köderfisch eingesaugt und lässt sich damit auf den Flussboden sinken.

»Pieeeeeeeep!«

Der Sohn springt aus seinem Campingstuhl, zerrt sich die Jacke vom Oberkörper und schmeißt sie auf den Boden.

»Warte noch!«, ruft sein Vater.

Wieder biegt sich die Rutenspitze. Wieder piepst der Bissanzeiger.

Der Sohn fasst die Angelrute mit beiden Händen, reißt sie zurück und lehnt sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Kraft am anderen Ende der Angelschnur, als würde er Tau ziehen.

»Kurbeln!«, ruft der Vater.

Der Kampf dauert etwa zehn Minuten. Kurz vor dem Ende bäumt sich der Räuber noch einmal auf und schlägt mit der Schwanzflosse aus dem flachen Uferwasser, ein Geräusch wie bei einem zu hoch angesetzten Ruderschlag. Dann greift der Führer mit seiner Hand, die von einem Handschuh geschützt wird, in das Maul des Räubers und zieht ihn an der Unterlippe auf eine schwarze Gummimatte an Land.

»Papa, mach ein Foto!« Die Stimme des Sohnes flackert.

Vor ihm liegt ein Wels, so groß wie er selbst. Ein Fisch wie eine dicke, blinde Schlange: ein breites Maul, winzige Knopf-

Früher begegnete man Anglern vielleicht im Ostseurlaub, heute sieht man sie auf Netflix

augen und ein langer, schwanzähnlicher Körper, am Rücken grau gezeichnet, der Bauch strahlend weiß.

Der Führer ruckelt den Haken ab, der in der Oberlippe des Welses steckt, und hilft dem Sohn, den Fisch auf den Arm zu heben. 1,75 Meter. Fotos werden gemacht. Dann legt der Sohn den Wels ins Wasser. Zwei, drei Sekunden, und der Wels schwimmt mit kräftigen Schwanzschlägen in die Tiefe.

Zurück bleiben ein glücklicher Sohn und sein Vater – und die Frage, ob es zu rechtfertigen ist, Fische nur zum Vergnügen zu angeln. Einen Fisch an einem Haken, der in seinem Maul steckt, aus seinem natürlichen Lebensraum zu ziehen, für ein Foto, ein Erlebnis, einen Schuss Adrenalin. Diese Frage berührt Grundsätzliches, denn am Ende geht es darum, wie Menschen mit Tieren umgehen wollen.

Die Angler finden sich hier in einem Konflikt wieder, der auch Bauern und Jäger beschäftigt, Wissenschaftler, die an Tieren forschen, und dazu jeden Fleischesser, Milchtrinker und Lederschuhträger. Dass Angler im Moment besonders im Fokus von Tierschützern stehen, hat damit zu tun, dass sich ihr Hobby verändert, zumindest das Bild davon, das in die Öffentlichkeit dringt. Früher begegnete man Anglern vielleicht am Strand im Ostseurlaub, heute trifft man sie auf Netflix in der Doku-Serie *Chasing Monsters*. Auf Youtube laufen Dutzende deutschsprachige Angelshows, manche Videos wurden hundert-

Der Vater hilft seinem von Muskelkater geplagten Sohn, einen Wels aus dem Wasser zu ziehen. Die großen Fische beißen meistens in der Nacht.



tausendfach geklickt. In den meisten dieser Formate halten Angler riesige Fische in die Kameras und werfen sie anschließend lebendig ins Wasser zurück. Sie zeigen Angeln nicht als Nutztätigkeit, um abends einen Fisch in der Pfanne zu braten, sondern als Unterhaltung. Manchmal auch als einen Sport, einen doppelten Wettkampf: Mensch gegen Fisch. Und Mensch gegen Mensch: Wer fängt den Größten?

Man könnte sagen, dass das Angeln in Deutschland amerikanisiert wird. In den USA werden Angelwettkämpfe live im Sportfernsehen übertragen, wie Baseball oder Bullenreiten. Am Ende eines Wettkampftages, wenn die lebendigen Fische gewogen werden, geschieht das in einem Stadion vor Zehntausenden Zuschauern. Auch der Fachbegriff für das Angeln, bei dem es nicht um die Nahrungsbeschaffung geht, ist in Deutschland aus dem Englischen übernommen: »Catch and release« – fangen und freilassen.

In Deutschland haben mehr als 1,8 Millionen Menschen einen Fischereischein, die Zahlen steigen seit ein paar Jahren kontinuierlich. Eine wissenschaftliche Studie des Leibniz-Instituts



Der Wels ist im Rio Segre nicht heimisch. Ein deutscher Angler soll die Spezies in den Siebzigerjahren illegal eingesetzt haben – und die Fische haben sich schnell vermehrt. UNTEN: zwei Angelführer in schwierigem Gelände.



ging schon 2002 von 3,3 Millionen Anglern aus (weil manche etwa nur im Auslandsurlaub angeln). Als Freizeitbeschäftigung ist Angeln demnach fast so beliebt wie Reiten (3,9 Millionen) und viel beliebter als Klettern (0,6 Millionen). Natürlich sieht nicht jeder der 3,3 Millionen Angler in seinem Hobby vor allem einen Unterhaltungssport. Aber der Eindruck, den man auf YouTube, Instagram, in Angelzeitschriften oder auf Angelmessen von der Entwicklung bekommt, deutet in diese Richtung.

Gleichzeitig hat sich der Blick auf den Fisch gewandelt, ist ernsthafter und emphatischer geworden. Fische gelten nicht mehr als gefühllose Wesen, zumindest nicht in den Augen von Tierschützern und vieler Wissenschaftler – und auch einiger Staatsanwälte und Richter. Deutsches Tierschutzgesetz, Paragraph 1: »Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.« Das gilt auch für Fische. Was ein vernünftiger Grund ist, besagt das Gesetz nicht, aber Richter haben in Urteilen vor allem einen Grund festgeschrieben: den Verzehr.

In den vergangenen Monaten wurden viele prominente deutsche Angler angezeigt, weil sie in ihren Videos »Catch and release« praktiziert haben sollen. Die meisten Verfahren wurden eingestellt, einige Angler mussten dafür jedoch eine Geldauflage zahlen. Marten Laciny zum Beispiel, der für seine Musik unter dem Künstlernamen Marteria bekannt ist: Er hatte sich dabei filmen lassen, wie er einen Karpfen fängt, mit dem Fisch posiert und ihn wieder ins Wasser setzt. Das Video sollte wohl eine PR-Aktion sein. Marteria zahlte 5000 Euro.

Ähnlich erging es dem ehemaligen Fußballnationalspieler Klaus Augenthaler, der in einem Fluss in Bayern drei Welse gefangen und sie nach ein paar Fotos zurückgesetzt hatte. Er berichtete einer Lokalzeitung von seinem Erfolg und bekam dann Post von der Polizei. Seine Geldauflage: 3000 Euro.

Verantwortlich für die meisten Anzeigen ist die Tierrechtsorganisation PETA, deren Juristen in »Catch and release« einen Weg gefunden haben, gegen Angler vorzugehen – ausgerechnet, weil sie Fische in dem Fall nicht töten.

Schon immer wurden geangelte Fische zurück ins Wasser gesetzt: weil sie zu klein waren (viele Fische müssen eine bestimmte Größe erreicht haben, ein Mindestmaß, ab dem man sie entnehmen darf); weil ein grätiger Hecht statt einem leckeren Zander gebissen hat; weil manche Angler gar keinen Fisch mögen. Rechtlich problematisch ist nur der letzte Grund: ein Angeln ohne Verwertungsabsicht. Das Spaß- und Sportangeln.

Der Vater und sein Sohn sind auch nach Spanien gereist, um sich nicht so viele Gedanken über diese komplizierte Lage in Deutschland machen zu müssen. Im warmen, futterreichen Wasser des Rio Segre finden Welse ideale Lebensbedingungen, und Anglern ist an manchen Stellen dort vieles erlaubt, was in Deutschland verboten ist: die Verwendung von lebenden Köderfischen – und »Catch and release«. Hier wird fast nie ein Wels getötet und gegessen.

Es ist der Tag nach dem 1,75-Meter-Wels. Vater und Sohn sitzen in der Mittagssonne am Steg ihres Angelcamps, um sie herum einige andere Gäste. Alle sprechen Deutsch, die meisten in breitem Dialekt. Der Chef des Camps ist ein 37-Jähriger aus Göppingen, der vor 16 Jahren nach Mequinenza ausgewandert

ist. Seine 55 Betten seien fast das gesamte Jahr über ausgebucht, sagt er, obwohl es in der Umgebung etliche andere Camps gibt. Welsangeln verhält sich zum Durchschnittsangeln wie eine Mount-Everest-Besteigung zu einer lockeren Bergtour. Und Extremerlebnisse sind populär.

Das Zurücksetzen der Welse erklären manche Angler im Camp deshalb damit, dass andere die großen Fische ja auch noch fangen wollten. Besonders beliebte Fische tragen Namen, Schneewittchen zum Beispiel, ein Albinowels. Andere Angler meinen, dass gerade die großen Welse für den Nachwuchs wichtig seien: um die Population zu erhalten. Außerdem würden so alte Welse sowieso nicht mehr schmecken. Der Vater sagt: »Ein Wels kann achtzig Jahre alt werden, so alt wie ein Mensch.« Das Zurücksetzen gebe ihm das Gefühl, das Geschöpf zu ehren.

Es ist eine seltsame Beziehung zwischen Angler und Fisch. Dass sich Angler mittlerweile dafür rechtfertigen müssen und dass sich auch Nicht-Angler dafür interessieren, hat auch mit der Frage zu tun, ob Fische tatsächlich Gefühle haben. Vor allem: ob sie Schmerzen leiden.

Darauf eine Antwort zu finden, ist komplizierter, als die Frage klingt. Schmerz ist ein subjektives Gefühl. Ein Mensch kann sagen, ob ihm etwas wehtut, an welcher Stelle des Körpers, und wie sehr. Aber schon bei Affen oder Hunden wird es schwieriger. Ein Hund, dem man auf die Pfote tritt, quiekt laut auf, zieht den Schwanz ein, duckt sich, geht womöglich auf Distanz. Menschen interpretieren dieses Verhalten so, wie sie es von ihrer eigenen Spezies kennen: als Schmerz und als Angst davor, noch einmal getreten zu werden. Aber niemand weiß, was ein Hund wirklich fühlt. Oder ein Fisch.

Victoria Braithwaite versucht seit fast zwanzig Jahren, diese Frage zu klären. Die Biologin ist wohl die prominenteste Stimme auf Seiten der Wissenschaftler, die davon überzeugt sind, dass Fische Schmerzen empfinden.

Im März 2018 ist sie zu Besuch in Berlin und sitzt in einem der Konferenzräume des Wissenschaftskollegs. Eigentlich forscht Braithwaite, fünfzig Jahre alt, an der Pennsylvania State University. Den Fischen, die sie dort für ihre Experimente benutzt, versuche sie ein möglichst angenehmes Leben zu bereiten, erzählt sie. Normalerweise schwimmen Laborfische in schlichten Tanks. Bei ihr seien die Tanks mit Plastikpflanzen dekoriert.

Für ihre wichtigsten Studien hat sie Regenbogenforellen Bienengift oder Essigsäurelösung in die Lippen gespritzt. Die Studien wurden bereits 2003 veröffentlicht (unter dem Namen ihrer Postdotorandin Lynne Sneddon), werden aber bis heute immer wieder zitiert. Einige Forellen rieben sich nach der Injektion ihre Lippen am Beckenrand oder schaukelten hin und her – aus menschlicher Perspektive verständliche Reaktionen, die Tierschützer und Journalisten vermutlich auch deshalb besonders häufig aus den Studien herausgreifen. Schmerzempfinden ist jedoch ein mehrstufiger Prozess.

Fastet ein Mensch auf eine heiße Herdplatte oder tritt er auf einen spitzen Stein, werden diese Reize von Nervenendigungen wahrgenommen, die in der Haut liegen: den Nozizeptoren.

Diese leiten die Informationen ins Rückenmark weiter, wo sie erstmals verarbeitet werden. Das Ergebnis: Der Mensch reißt blitzschnell die Hand von der Herdplatte oder zieht das Bein hoch. Diese Verhaltensänderungen sind Reflexe, Schmerzen erleidet der Mensch noch nicht. Dieses Gefühl setzt erst ein, wenn die Informationen im Gehirn verarbeitet worden sind, dort, wo Forscher das menschliche Bewusstsein verorten: in einem Teil der Großhirnrinde, dem Neokortex. Säugetiere haben eine Großhirnrinde, Fische nicht.

Braithwaite geht davon aus, dass ein anderer Teil des Fischgehirns diese Bewusstwerdung leistet. In früheren Untersuchungen wies sie nach, dass Fische zur Nozizeption fähig sind, also zur bloßen Wahrnehmung eines Reizes. Das Lippenreiben und Schwanken der Regenbogenforellen könnten dadurch bedingte Reflexe sein, Reaktionen ohne Leiden.

Das für Braithwaite überzeugendste Argument für ein tatsächliches Schmerzerlebnis stammt aus einer ihrer anderen Studien. Wieder spritzte ihr Team Essigsäurelösung in die Lippen von Regenbogenforellen. Fünf Minuten nachdem diese ins Wasser zurückgesetzt worden waren, platzierten die Forscher Legosteine in die Becken. Forellen reagieren normalerweise mit einer Art Fluchtverhalten auf neue Objekte: Sie schwimmen weg, halten Abstand. Das taten die mit Essigsäure gereizten Forellen aber nicht. »Vielleicht weil sie mit ihrem Schmerz beschäftigt waren«, sagt Braithwaite. Wenn ein Mensch Kopfschmerzen habe, könne er sich auch nicht auf andere Dinge konzentrieren.

Jahrtausendlang haben die wenigsten Menschen über Gefühle von Fischen nachgedacht

Braithwaite formuliert vorsichtig. Ihre Erkenntnisse seien bloß Interpretationen. Aber forellentypisch hätten sich eben nur jene Forellen verhalten, denen sie erst Essigsäurelösung und anschließend das Schmerzmittel Morphin gespritzt hatte. Sie sei keine Gegnerin der Angler, sagt sie. Ihr Sohn angle, und sie selbst esse Fisch. Jedoch hat sie mit ihrer Forschung eine grundsätzliche Debatte angestoßen.

Jahrtausendlang haben sich die wenigsten Menschen Gedanken über das Gefühlsleben der Fische gemacht. Über diese kühlen, glitschigen, ausdrucksarmen und scheinbar stummen Kreaturen, die in einer verborgenen Welt leben. Mit Fischen lässt sich nicht schmuse wie mit einer Katze, sie umgarnen Menschen nicht wie ein Hund. Viele bezeichnen sich als Vegetarier, obwohl sie Fische essen. Und in den Kinderbüchern von Janosch angeln der Bär und der Tiger ganz selbstverständlich. Fische sind für sie wie Pilze: keine Geschwister im Tierreich, sondern Nahrungsmittel.

Der aktuelle Bestseller *Was Fische wissen* bezeichnet sie dagegen als »Cousins unter Wasser«. Der Autor Jonathan Balcombe ist Biologe, nach seinem Studium hat er eine Weile für PETA

Altmodische Trophäe: ein Hechtkopf auf der Carp+Cat Expo. Heute versteht man unter »Trophäenangeln« die Jagd nach großen, foto-genen Fischen.



gearbeitet. Im Buch beschreibt er die Schmerzstudien von Braithwaite, bleibt aber nicht an der Wissenschaft kleben. Er sammelt Anekdoten, erzählt Geschichten: über Putzerfische, die ihre »Kunden streicheln«, um die »Kundenbeziehung« zu stärken. Über einen Purpur-Fahnenbarsch, der in einem Aquarium dabei beobachtet worden sei, wie er sich immer wieder von der Strömung einer Pumpe wie in einer »Wildwasserrutsche« herumwirbeln ließ. Aus »Spaß«, vermutet Balcombe. Er schreibt über Fische wie Peter Wohlleben über Bäume.

Fische kommunizierten miteinander, indem sie mit den Zähnen Geräusche produzieren oder Blasen aus ihrem Anus stoßen. Fische empfänden Lust, wie Haie, Muränen und Rochen, die dabei gefilmt wurden, wie sie sich von Tauchern kaulen lassen – also eben doch schmusen. Fische seien kreativ, wie der Großzahn-Lippfisch, den ein Taucher im Pazifik dabei filmte, wie er eine Muschel aufsaugt, sie zu einem Stein bringt und mit schnellen Kopfbewegungen dagegenschleudert, um sie zu knacken.

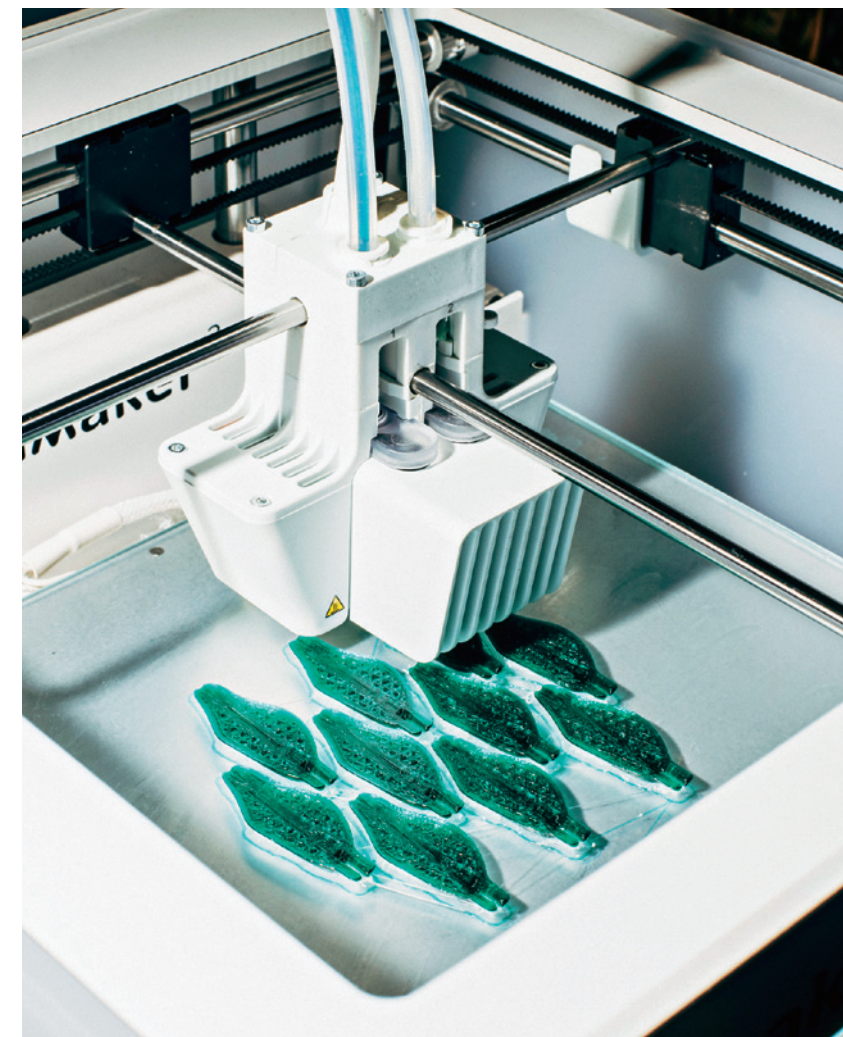
Balcombe fragt: Wenn Fische zu alledem fähig sind, müssten wir sie dann nicht anders behandeln?

Die Carp+Cat Expo ist eine Messe für Karpfen- und Welsangler, und so ziemlich jeder Besucher würde wohl unterschreiben, dass Fische schlau sind, manchmal sogar schlauer als die Angler. An einem Samstag im Dezember 2017 sind rund 3000 Männer und wenige Frauen nach Hofheim-Wallau gekommen, um sich gegen diese Tatsache zu wappnen. Die Messehalle ist flach wie ein Parkhaus, die Luft riecht streng wie in einer Zoohandlung. Das liegt vor allem an den Karpfenködern, die angeboten werden: fingerdicken, harten Kugeln, die bunt sind wie Ecstasy-Tabletten und aus verschiedenen Mehlen, Ölen, Farb- und Aromastoffen zusammengemischt werden – Banane, Tintenfisch, Vanille, Blaubeere. Man fragt sich, ob die Hersteller mehr den Geschmack der Karpfen oder den der Kunden im Sinn haben.

Ein paar Stände weiter werden ferngesteuerte Boote präsentiert, mit denen der Angler die Köder punktgenau in einem Gewässer platzieren kann. Die Boote sind mit einem Echolot ausgestattet, sodass man auf einem Bildschirm die Wassertiefe sowie Kanten oder Sandbänke erkennt – Orte, an denen Fische gerne fressen. Der Gesamtpreis: 2340 Euro. Ein anderer Aussteller bietet Kameras an, die der Angler an der gewählten Stelle ins Wasser lässt, um seinen Köder am Grund des Sees beobachten zu können, vom Ufer aus per Funkübertragung.

Angeln ist ein Geduldsspiel, in dem man eigentlich schlechte Karten hat. Der Angler wirft einen winzigen Köder in einen riesigen See, der Köder versinkt wie in einem schwarzen Loch. Manchen gefällt allein schon das, sie müssen nichts fangen, um am Abend glücklich nach Hause zu kommen. Andere versuchen, ihre Chancen zu verbessern, und daraus zieht die Angelindustrie ihren Umsatz – in Deutschland schätzungsweise fünf Milliarden Euro im Jahr.

Hinter dieser Summe verbirgt sich ein menschlicher Wesenszug: Der Angler will besser werden, so wie der Jogger durch seine Running-App. Will Kontrolle gewinnen über das schwarze Loch. Dann fängt der Angler vielleicht mehr Fische, als er essen könnte. Aber er sorgt sich auch um sie. Manche Karpfenangler behandeln die vom Haken durchstochenen Lippen ihrer Fänge



Nachhaltiges Zubehör aus dem 3-D-Drucker: Die Firma Fishstone hat eine Vorrichtung entwickelt, mit der man Natursteine statt Blei an der Angelschnur befestigen kann.

mit Desinfektionsmittel, bevor sie die Fische zurück ins Wasser setzen. Die Matten, auf denen sie den Fischen an Land die Haken abnehmen, nennen sie »Bettchen«. Sie behandeln ihre Fänge nicht wie der Torero den Stier, eher wie der Reiter sein Pferd. Der Fisch als Freund.

Für den Wissenschaftler Robert Arlinghaus, den der *Spiegel* »Deutschlands ersten Angelprofessor« nannte, ist der Fisch dagegen immer ein Fisch geblieben. Der 42-Jährige forscht für das Berliner Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei und ist einer der bekanntesten Kritiker von Victoria Braithwaite. Aus seinem Büro blickt man auf den Müggelsee, auf seinem Schreibtisch liegt ein Stofftierhecht. Arlinghaus spricht laut, fasst sich immer wieder an die Stirn, fährt sich durchs Haar. Obwohl er sich in der Debatte um den Fisch weniger Gefühle wünscht, kann er seine kaum verbergen.

Es gehe schon damit los, sagt er, dass Braithwaites Team die Fische narkotisierte, bevor sie ihnen Essigsäurelösung oder Bienengift in die Lippen spritzte, wegen des Tierwohls. Aber so



LINKS: Von der prominenten Karpfenanglerin Claudia Darga kann man Poster und Fotokalender kaufen. RECHTS: Karpfenköder, sogenannte Boilies.



Angeln als Unterhaltungsshow: Victor Eras (sitzend) betreibt einen erfolgreichen Youtube-Kanal. Hier filmt er auf dem Fuschlsee in Österreich seinen Angelausflug mit einer Drohnenkamera.

könne niemand wissen, ob die Verhaltensänderungen womöglich auch auf die Narkose zurückzuführen sind.

Für Arlinghaus spricht vieles dagegen, dass Fische Schmerzen empfinden. Das Fehlen der Großhirnrinde vor allem. Außerdem sind einige Fische zur Nozizeption fähig, aber die Nervenbahnen, die dafür zuständig sind, unterscheiden sich von denen des Menschen. Schlägt sich ein Mensch mit einem Hammer auf die Daumenkuppe, spürt er im ersten Moment ein lokal begrenztes und schnell abklingendes Stechen. Dafür sind sogenannte A-delta-Fasern in den Nervenbahnen verantwortlich. Für den tiefen und quälenden Schmerz, der erst langsam anschwellt und dann den gesamten Daumen durchfährt, sind es sogenannte C-Fasern. Beim Menschen sitzen in den Nervenbahnen deutlich mehr C- als A-delta-Fasern. Beim Fisch, zumindest bei den Arten, die untersucht wurden, ist es umgekehrt.

Arlinghaus hat Fische beobachtet, deren Eingeweide aus einem Riss in der Flanke hingen und die dennoch fraßen. »Wenn sie tatsächlich so etwas wie Schmerzen spürten, sind sie unfassbar insensitive«, sagt er.

Arlinghaus kennt viele Studien, in denen untersucht wurde, wie Fische reagieren, wenn sie gefangen und zurückgesetzt werden. Karpfen überleben die Prozedur fast immer, Welse auch. Sie sind gestresst, das kann man an der erhöhten Kortisolmenge in ihrem Blut messen, aber sie verhalten sich schnell wieder normal, wenn man die Haken schonend löst und die Fische dabei so kurz wie möglich der Luft aussetzt.

Wenn Tierschützer und auch Biologen wie Jonathan Balcombe den Fisch als Wesen beschreiben, das Lust, Spaß und Schmerz empfindet, machen sie aus dem Fisch einen Menschen.

Sie schreiben ihm Gefühle zu, um Gefühle für den Fisch zu wecken. Für Arlinghaus sind das unlautere, weil unwissenschaftliche Mittel. »Man kann einfach nicht aus dem Verhalten eines Fisches auf dessen emotionale Zustände schließen«, sagt er. Leute wie Balcombe wollten Menschen verbieten, Tiere zu nutzen. Arlinghaus geht das zu weit, hinter ihm an der Wand hängt ein Foto, das ihn mit einem dicken Karpfen im Arm zeigt. Er ist Angler.

Ein Fünftel der Menschen in Deutschland ist für ein Angelverbot. Das hat Arlinghaus in einer Umfrage ermittelt. Ein Fünftel ist eine Minderheit, aber die Studie hat auch gezeigt, dass viele der rund tausend Befragten keinen Bezug zum Angeln haben und deshalb unentschieden antworteten. Ihre Meinung könnte schnell kippen.

Wie der Mensch mit dem Tier umgeht und wie die Gesellschaft das moralisch bewertet, ist sehr wandelbar. Auf die Entwicklung der Massentierhaltung waren die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg stolz, heute schämen sich viele dafür. Eine Petition wie für Chico, den Hund, der im April seinen Halter und dessen Mutter totbiss, wäre vor dreißig Jahren nicht denkbar gewesen. Damals durfte man auch in Deutschland noch mit lebendem Köderfisch angeln (in Bayern zum Beispiel bis 1992). Arlinghaus spürt wohl, dass der Zeitgeist in Deutschland gerade nicht für sein Hobby ausschlägt. Victoria Braithwaite und er schätzen sich trotz ihrer fachlichen Differenzen. Sie wird bald seine Chefin am Leibniz-Institut, auch deshalb war sie im März in Berlin.

In seiner Umfrage hat Arlinghaus auch untersucht, woran das moralische Urteil gegenüber dem Angeln hängt. 62 Prozent der Befragten fanden es in Ordnung, dass Angler Fische fangen,



OBEN: Eras ist Hauptperson, Kameramann, Regisseur und Cutter zugleich.
UNTEN: Köder für das Fliegenfischen.



um sie zu essen. Aber nur 33 Prozent wollten es akzeptieren, dass Angler sämtliche Fische zurücksetzen – wie beim Spaß- oder Sportangeln. Der moralische Blick deckt sich also mit dem geltenden Recht laut Tierschutzgesetz.

Der gute Angler fischt für die Bratpfanne, der schlechte fürs Vergnügen, so sehen das die meisten im Land des Billigfleisches. Viele wünschen sich einen natürlichen Kreislauf. Nur, was ist heutzutage noch natürlich?

Der Rheinsberger Rhin ist ein schmaler, kurviger Fluss in Brandenburg, der an diesem Apriltag in der Sonne glitzert. Das Ufergras wuchert frühlingsgrün, am Himmel ziehen Schäfchenwolken vorüber, während Victor Eras sich auf den Knien ans Wasser schleicht wie ein Indianer in einem Western. Bloß nicht die Forellen verschrecken.

Mit schnellen und trotzdem behutsamen Bewegungen seiner Angelrute wirft er dann seinen Köder aus, eine Kunstfliege, die er knapp über dem Wasser durch die Luft sausen lässt, bis sie die Oberfläche berührt. Fliegenfischen ist eine gefühlvolle Kunst. Und die Angler, die dieser Kunst anhängen, zelebrieren die Natürlichkeit. Ein Echolot oder einen Lockstoff mit Vanillearoma würden sie nicht anfassen – und für viele gehört es zum guten Ton, ihren Fang auch zu verwerten.

Eras ist allerdings keiner dieser Puristen. Er fisch mit sämtlichen Methoden. In seinem Rucksack liegen eine Kamera und eine Drohne, mit der er sich manchmal filmt. Eras ist Deutschlands erfolgreichster Angler auf Youtube. Seinen Kanal »Ich geh' angeln« haben rund 120 000 Menschen abonniert. Manche Videos wurden mehr als 400 000 Mal abgespielt. Mit Eras kann man sich ebenso über besonders fängige Gummifische für das Zanderangeln unterhalten wie über Clickbaits, also Video-Überschriften, die besonders gut verfangen. Die klingen dann so: »Endlevel – Dieser Fisch ist unhaltbar! Was nun?« 144 000 Klicks. »Pure Gewalt – dieser Fisch eskaliert total!« 220 000 Klicks. Der Star seiner Filme ist aber nicht der Fisch, sondern Eras selbst: ein 36-jähriger Berliner, groß und gelassen, mit struppigem Bart, Kapuzenpulli und Käppi.

Zum Rheinsberger Rhin haben ihn zwei Freunde begleitet. Mit ihnen liefert er sich einen Wettstreit, wer die meisten Fische fängt. In fast allen seinen Videos geht es um diese Frage. Er zeigt keine Angeltricks, sondern erzählt Abenteuergeschichten über Jungs beim Kräfteressen. Augenzwinkernd, wie in einer Show von Stefan Raab. Die meisten Fische setzt er zurück. Heute will er sie jedoch mitnehmen und essen. Vielleicht, weil ein Reporter dabei ist. Vielleicht, weil ihm Forellen besser schmecken als Hechte und Karpfen, wie er sagt.

Auch Eras wurde wegen »Catch and release« angezeigt. Was daraus geworden ist, möchte er nicht verraten. »Aber wenn ich ehrlich bin«, sagt er, »angele ich wegen des Drills, also wegen des Kampfs mit dem Fisch. Wegen der Herausforderung. Natürlich ist das egozentrisch, ich stelle mein Wohl über das des Fisches, aber das tut der Kochtopfangler auch.«

Eras hat Mathematik studiert, er wollte Lehrer werden, bevor er sein Geld als Angler verdiente (Youtube und Firmen, deren Angelgeräte er nutzt, bezahlen ihn). Die Widersprüche und Selbstverteidigungsstrategien, mit denen er lebt, sind ihm bewusst. Ihm falle es zum Beispiel leichter, eine kleine Rotfeder

zu töten als einen Meterhecht, sagt er. Und dass die Schmerzfrage nicht geklärt sei, helfe ihm, sein Hobby nicht in Frage stellen zu müssen.

Vielleicht verbirgt sich in der Debatte um »Catch and release« ein ähnliches Ausweichen. Wohl jeder, der gern Fisch isst, hat ein schlechtes Gewissen, wenn er an die Industrie denkt, die hinter dem Filet auf seinem Teller steckt. An die Schleppnetze und Ringwaden. Da kann es guttun, mit dem Finger auf vermeintlich noch Schlimmeres zu zeigen: Spaß- und Sportangeln – wer macht denn so was?

Aber niemand in Deutschland muss heutzutage Fisch essen, um zu überleben. Es ist ein Genuss. Genuss ist eine Form des Spaßes. Und natürlich greift auch jeder Aquariumsbesitzer in das Wohl seiner Fische ein.

Nach acht Stunden, als die Dämmerung den Tag beendet, gibt Eras auf, ohne auch nur eine einzige Forelle gefangen zu haben. Zu viele Angler seien heute am Fluss gewesen, sagt er, und hätten die Forellen verschreckt. Seine Augen wirken müde von der Konzentration, die ihm das Fliegenfischen abverlangt hat. Angeln bedeutet auch, die Natur intensiv wahrzunehmen. Auf dem Rückweg zum Auto durch einen lichten Kiefernwald erzählt einer der beiden Freunde von besseren Tagen – und ganz beiläufig, dass die Forellen hier oft verkümmerte Bauchflossen oder Wunden am Körper hätten, wegen der Betonbecken.

Wegen der Betonbecken?

Es ist so: Jedes Jahr Anfang April, kurz bevor die Angelsaison am Rheinsberger Rhin beginnt, wird der Fluss mit Forellen besetzt, damit die Angler etwas zu fangen haben. Dieses Jahr waren es etwa 5000 Fische, viele davon »mäßig«. Küchenfertig könnte man auch sagen. Ihr Leben hatten sie bis dahin in einer Teichwirtschaft in der Rhön verbracht, dann wurden sie in einem Lkw in Tanks schwimmend nach Brandenburg gefahren. Die Wunden und Verkümmernungen erlitten sie im Kampf mit Artgenossen oder an den Rändern der engen Betonbecken, in denen sie vor dem Transport gehalten wurden.

Eras, der an diesem Tag angeln wollte, wie es sich die Gesellschaft wünscht, nämlich ganz natürlich, hätte aus der Brandenburger Wildnis wohl eine Zuchtforelle wie aus dem Supermarkt mit nach Hause gebracht.



CHRISTOPH CADENBACH

hat nie *Der alte Mann und das Meer* gelesen. Im Lauf der Recherche hat er sich aber die moderne Version des Wettkampfs Mensch gegen Fisch angeschaut: die Videos der »Bass Master Classics«, des populärsten Wettangelns in den USA, zu sehen unter bassmaster.com. Besonders befremdlich: die »weigh ins« – das Wiegen der Fische.

Become a Digital LEADer

Millennials sind
keine Außerirdischen

lead № 2 S. 90



Entdecke die neue LEAD
für nur 9,90 Euro!

Die Wolf-AG
bewegt Manager
und Mitarbeiter

lead № 2 S. 30



Jetzt bestellen!
lead-digital.de/leadmag

